

1. Platz: Johanna Astuto Rocha Gomez (10a)

ENTFREMUNG

Ich stehe, stehe still, stehe still in diesem Raum, der sich nicht wie meiner anfühlt. Dieser Raum, dessen Wände zu rot kreischen, der zu kalt weint, zu klein lebt.

Ich stehe hier und starre. Betrachte die Wand, deren schrille Farbe abblättert.

Ich stehe in diesem Raum, der so laut schweigt, der so stumm schreit, dessen Leere von dieser grausamen Stille ausgefüllt wird. Sie nimmt mir den Platz, drängt mich in die Ecke, versucht mich zu zerquetschen.

Frostige Kälte liegt um mich, durchdringt mich, friert mein Herz zu einem harten Klumpen Eis. Ein kaltes Feuer nährt sich an meiner Freude, verbrennt sie und lässt sie langsam gänzlich erlöschen.

Zurück bleibt nur die Raumbeklemmnis und das Zeitengrauen.

Meine Seele zieht sich zusammen, krampft, ballt sich, fließt in meine Beine und dann in den Boden, lässt mich allein stehen in diesem Raum, in dem die Stille die Messer wetzt, in dem die Einsamkeit die Schlinge knüpft.

Bewaffnet kommen sie gemeinsam, Seite an Seite, auf mich zu, mit einem roten Lächeln der Lippen, mit einem weißen Fletschen der Zähne.

Mein Körper zittert, mein Auge trânt, nimmer war ich so allein.

Es schreckt mich, wie sie mich boshaft verspotten, mich höhnisch verlachen, wie das Grinsen ihre Gesichter zu schrecklichen Fratzen verzieht.

Das Kichern, das ihre Münder nicht verlässt, klingt wie berstendes Glas, schneidet in meine Haut, schneidet in mein Fleisch.

Und ich bin schutzlos, allein ganz ohne mich, bin mir ferner denn je, kann mich nicht rühren, mich nicht wehren.

Ich habe mich verraten, verlassen, verloren.

Ich stehe nicht mehr, ich knie auf dem Boden, durch den mein Selbst verschwunden ist, entwichen, entflohen.

Die Einsamkeit kommt näher, so nahe, sie bindet mich, bindet meine Hände, meine Füße, meinen Mund, legt mich in Fesseln.

Dann sucht mich die Stille heim, zeigt mir ihre Instrumente, lässt mich bangen, lässt mich zittern, lässt mich schwitzen. Beginnt dann mit der Qual, mit der Folter, die grausamer nicht sein kann.

Doch ich spüre nichts davon mehr, bin weg, weit weg, so fern wie ich es noch niemals war.

Ich bin entfremdet von Raum und Zeit und mir.

2. Platz: Nefeli Chukier (Q12)

FERN

Wir warten. Darauf, dass es endlich aufhört und wir wieder nach Hause können. Ich starre die Wand neben mir an. Risse ziehen sich langsam durch sie, sie droht jeden Moment einzustürzen. Zumindest kommt es mir so vor, obwohl uns gesagt wurde, dass die Wände hier stabil sind. Glaube ich nicht. Ich berühre die tickende Zeitbombe, ganz sanft, und ziehe meine Finger schnell wieder zurück, als ich das dumpfe Beben aus der Ferne spüre. Schon zum dritten Mal heute Abend. Reflexartig schnellt meine Hand nach links, zu meinem Geigenkoffer. Er ist noch da. Meine Finger streifen über den vertrauten Stoff, das Einzige, was mir ein Gefühl von zu Hause gibt.

Die Glühbirne flackert für einen Moment und es wird noch dunkler, als es eh schon ist. Es ist zu laut und zu leise. Meine Schwester, die auf meinem Schoß eingeschlafen ist, wird kurz unruhig, ihre Augenlider zucken hin und her. Ich streiche ihr über das Haar und fühle ihren Herzschlag. Sie ist noch zu jung, um zu verstehen, was hier vor sich geht. Sie hat Glück. Ihr friedliches Atmen lässt mich vergessen. Alles um mich herum verschwimmt, auch die gelbliche Farbe der Wand, und ich versuche, meinen Atemzug an den meiner Schwester anzupassen, doch ich atme nur die stickige Luft ein. Bis ich den nächsten Schlag spüre. Er ist näher, das erkenne ich mittlerweile am Pfeifen. Ich spüre ihn am ganzen Körper, spüre, wie er ganz plötzlich in mich fährt und sich dann langsam ausbreitet, wie ein Farbtropfen, der ins Wasser fällt. Ich kann es nicht ertragen, hier einfach bloß zu sitzen und nicht zu wissen, ob wir überleben oder ob es diesmal vorbei sein wird. Ich habe mich oft gefragt, wieso wir nicht mehr leben können, sondern nur überleben müssen. Auch heute. Vielleicht, weil der Mensch dem Menschen ein Wolf ist. Habe ich irgendwo gelesen.

Mama packt meine Hand und drückt sie fest. Sie schaut mich mit diesem Blick an, mit dem sie mich immer anschaut. Im Grau ihrer Augen sehe ich das Grau der Trümmer, das Grau des Himmels, das Grau dieses engen Raumes, in dem ich zu ersticken drohe. Man sagt mir, dieses Jahr wird das letzte sein, in dem wir hier herunterkommen müssen. Man sagt mir, alles wird gut. Man lügt. Erwachsene lügen immer. Oder vielleicht belügen sie sich selbst.

Der Lärm von draußen wird lauter, die Leute werden unruhiger. Mama hält jetzt meine Schwester in ihren Armen und flüstert ihr ganz leise etwas ins Ohr. Die Kleine lacht, ein Lachen, das in dieser Situation völlig unpassend erscheint. Aber Kinder können zu jeder Zeit und über alles lachen. Bis ihr die Freude abgeschnitten wird und sie wieder erstarrt. Hektisch versuche ich, den Geigenkasten zu öffnen, aber der Reißverschluss klemmt, wie immer, und ich ziehe und zerze daran, aber er geht nicht auf, und ich ziehe weiter, auch noch, als ich den Schmerz in meinen Fingern spüre und mir Tränen in

die Augen schießen, sodass ich nichts mehr sehen kann, bis er endlich aufgeht. Zitternd hole ich meine Geige heraus und streiche behutsam über die Saiten. Das Gemurmel der Leute wird leiser. Ich beginne langsam, eine ruhige Melodie zu spielen, werde lauter, so laut, dass ich das Beben nicht mehr höre, bis ich nur noch die Vibration der Saiten unter meinen Fingerspitzen spüre. Der Bogen tanzt, schneller und schneller, und kommt schließlich wieder zur Ruhe. Ich habe gar nicht bemerkt, dass so viele Augen mir zugewandt sind. Besonders die der Kinder. Sie blicken erwartungsvoll zu mir, voller Neugier, so, als gäbe es in diesem Moment nichts Spannenderes als meine Geige und ihre Musik, und sie vergessen, dass das Beben vielleicht bald nicht mehr so fern ist. Ich höre auf zu spielen, lege die Geige wieder auf meinen Schoß und betrachte das Holz, das durch das spärliche Licht seinen Glanz verloren hat.

„Vorbei-“ „Mama-“ „Nochmal-“ „Wann-“ „Alles gut-“ Einzelne Wortfetzen schweben unter der niedrigen Decke, im Stimmengewirr höre ich die Sorge der Mütter, die Ungeduld der Väter, die Fragen der Kinder. Und dann ist da Schweigen. Weil niemand die Fragen beantworten kann. Und dann ist da wieder das Beben. Irgendwann wird das Beben so nah sein, dass wir nicht mehr sein werden. Und wenn wir nicht mehr sind, dann ist auch dieser Raum mit den kahlen Wänden nicht mehr und dann muss niemand mehr hier heruntersommen und warten.

3. Platz: Nana Kammann (Q12)

F.E.R.N.A.B.

Open Poetry by Nana Kammann

Auf deinem Gesicht spiegelt sich pure Abwesenheit.

Meinen Haarschnitt hast du noch nicht bemerkt, schon aber die fünf neuen Mitteilungen, die dein Handy lautstark verkündet. Diese Nachrichten zaubern auf einmal Leben in deine sonst so gefrorene Miene. Deine Züge werden weich, deine Augen kleben auf dem Bildschirm.

Ich erhasche einen Blick auf dein Display, du hast fünf neue Follower. Das macht dich glücklich(?) Früher hast du immer über diese Oberflächlichkeit gespottet, du hast gesagt, du hast gar nicht so viel Haut wie diese Models zeigen. Wir haben gelacht, die Welt war in Ordnung. Die reale Welt, das Hier und Jetzt. Nicht eine Welt aus Einsen und Nullen, eine Welt in der du vorgibst, jemand anderer zu sein. Sag mir bitte, du machst bei dem ganzen Zirkus nur aus Ironie mit.

Leg doch mal das Handy weg. Schau mir in die Augen. Sag wie früher: Wir gegen den Rest der Welt. Aber du bist ja auf feindliche Seiten übergelaufen, du befindest dich in fernen Virtualitäten.

Ich weiß, ich male alles dunkelschwarz.

Jetzt sag doch bitte auch mal was.

Damit ich weiß, dass deine Stimme noch so klingt wie früher. Als wir noch für unsere Zukunft gekämpft haben. Sag mal, interessiert es dich denn gar nicht, was hier abgeht, in der echten Welt, ohne Filter?

Wir sind doch die Zukunft, die Hoffnung aller. Generation Hero.

Wie sollen wir die Welt verändern, geschweige denn sie retten, wenn du sie noch nicht mal wahrnimmst?

Früher warst du anders, jetzt fehlt der Charakter, die Meinung und der Mut.

Wenn Likes dein Leben sind, wenn dich dein Smartphone ehrlich glücklich macht, dann kenne ich dich nicht mehr.

Alleine kann ich die Welt nicht retten.

Auch 3. Platz: Anna Pes (10a)

FERN

Ich spüre, wie die Kugel in meinen Körper eindringt.

Sie trifft irgendwo in meiner Brust. Über meinem Magen, der sowieso leer war; durch meine Lungen, die seit Wochen nur noch halb gefüllt scheinen, gefüllt mit Tabak und Teer und allem, was sie mir sonst noch geben. Die Kugel trifft ganz nah an meinem Herzen, das so weit von zuhause entfernt ist, dass es fast zerbricht. So weit von Vorstädten und Burgern und der Freiheitsstatue. So nah an Dschungel und Mücken und Hunger. So nah an Kameraden, die eigentlich gar keine wirklichen Kameraden sind, weil wir alle so weit von zu Hause entfernt sind, dass unser Herz fast zerbricht. Wenn einer zurückdarf, dann nicht als Kriegsheld. Auch davon sind wir weit entfernt, von Heldentum und Stolz und Menschlichkeit. Alles, was mir wichtig schien, als ich hergekommen bin, wirkt Meilen entfernt.

Monica, die mir im Badspiegel zulächelt, während ich mich rasiere. Und Billy, der mitten in der Nacht anfängt zu schreien und nicht aufhört, bis Monica, sich die Augen reibend, aufsteht und ihn stillt. Ich denke an ihr Gesicht, an ihr Lachen. Das Foto, das ich mitgenommen habe, ist verblasst. Es zeigt sie, hochschwanger am Meer in dem Sommerkleid, von dem ich weiß, dass es gelb ist, weil ich es ihr auf unserer Hochzeitsreise geschenkt habe. Die Wellen brechen an ihren Füßen, während sie zu irgendeiner Melodie tanzt, die nur sie zu hören scheint. Wir waren fünf Stunden gefahren, weil die Sonne geschienen hatte und Sonntag war und die Welt lächelte. So wie Monica. So wie ich, als ich nach sechs Stunden unerträglichen Wartens meinen Sohn in der Hand hielt, der so heißen sollte wie mein Dad. Er war so klein und wirkte so zerbrechlich und in diesem Moment liebte ich niemanden auf der Welt mehr als ihn. Nicht einmal Monica, nicht einmal mich selbst.

Nicht dieses beschissene Land oder irgendein anderes und schon gar nicht mein eigenes, von dem ich so weit entfernt bin, dass mein Herz fast zerbricht. Zerbricht unter dem Gewicht gestorbener Kameraden und gestorbener Moral, wenn so etwas je existiert hat. Zerbricht, weil ich kaum noch Luft bekomme und dieses dunkle Blätterdach, das Letzte ist, was ich sehe, bevor ich nichts mehr sehe. Zerbricht, weil Monicas Briefe nur noch alle zwei Monate kommen, seit der neue Nachbar im Stockwerk unter uns eingezogen ist, und weil ich so weit von Billy entfernt bin, dass er ohne mich laufen lernen wird. Und sprechen. Und weil er ohne mich zum ersten Mal in die Schule gehen wird. Weil er der Junge ohne Dad sein wird. Und vielleicht wird sein Kind trotzdem so heißen wie ich. So weit bin ich von ihm entfernt. So weit von Familie. So weit von Glück. So weit von zu Hause entfernt, dass mein Herz zerbr...